



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland**

**Lachner, Karl**

**Leipzig, 1887**

Der Blockbau

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94714](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-94714)

# Der Blockbau.

---

Der Blockbau



## Vorbemerkung.

**A**lle Holzbauten, deren Wände aus übereinander geschichteten Holzblöcken bestehen, bezeichnen wir mit Blockbauten. Manche schätzenswerte Eigenschaften des Holzes, insbesondere seine Tragfähigkeit, bleiben an ihnen unbenützt, wogegen andere, wie seine schlechte Wärmeleitung, voll zur Geltung kommen. Soll das Holz im Ständerbau vorzugsweise konstruktive Aufgaben erfüllen, so dient es im Blockbau mehr zur Wandbildung.

Bei der Beantwortung der naheliegenden Frage, welche Bauweise wohl die ältere sein mag, der Ständer- oder der Blockbau, ist es unserer Meinung nach gänzlich verkehrt, die Beweisführung für die eine oder die andere Behauptung nur auf Grund einzelner Baureste oder überkommener plastischer Darstellungen führen zu wollen. Erstere wie letztere setzen schon bemerkenswerte Kunstfertigkeiten voraus und können wohl Binde-, keinesfalls aber Anfangsglieder für den Holzbau vorstellen. Dass Pfahlbauten schon lange vor unserer Zeitrechnung bestanden, dass die alten lykischen Felsgräber den Ständerbau nachahmen, ist für sein höheres Alter nicht entscheidend; sicheren Aufschluss könnte hierüber nur die vorangegangene Kulturperiode geben, von der uns aber naturgemäfs keinerlei Reste überkommen sind.

Sehen wir von der einfachen, aus schräg gegen einander gestellten und aus zusammengebundenen Stangen errichteten Zelthütte — neben der Höhlenwohnung wohl die primitivste menschliche Behausung — ab, so erscheint die aus Blockwänden eingefriedigte Bude sehr viel einfacher, als die einem künstlichen Verbande entwachsene Fachwerkshütte. Kurz-sichtig wäre es, bei Gegenüberstellung nur an die Blockbauten unserer Zeit denken zu wollen; sie verdanken ihre kunstreichen Zusammenfügungen und ihre oft schwierig auszuführenden Überplattungsverbände ebenso gut den Versuchen und Bemühungen einer längeren Entwicklungsperiode — deren Endglieder sie vorstellen — wie auch das mehrgeschossige Ständerhaus; beide sind auf einfachere Urformen zurückzuführen.



Wohl aber liegt es nahe, dass die rohe Blockwand, welche eine oberflächliche Bearbeitung — eine künstliche Vertiefung — ihrer Stämme nur an den Ecken kennt, sehr viel einfacher auszuführen ist, als die aus wagerechten, lotrechten und schrägen Holzteilen zusammengefügte Ständerwand; nicht nur weil die Stofsstellen der letzteren sorgfältiger in Gestalt von Verzapfungen und Verknüpfungen bearbeitet werden müssen, was immerhin schon eine gewisse Ausbildung der Handwerksgeräte bedingt, sondern auch weil die Technik der Verkleidung oder der Gefachausfüllungen erworbene Erfahrungen voraussetzt.

Wir glauben daher, ohne unserer Meinung, wie überhaupt der Bedeutung dieser Frage allzu grofsen Wert beizulegen, dass in nördlichen Breiten der Blockbau dem Ständerbau vorangegangen ist. Alle weiteren Mutmafsungen, wie sich die Technik des Blockbaues schrittweise entwickelt haben mag, welche Ursachen sie ihre Vervollkommnung an den uns überlieferten Bauwerken zu verdanken hat, sind hingegen gänzlich müssig und würden den Wert unserer Forschungen nicht erhöhen. Wir beschränken uns deshalb, wie in den vorangegangenen Abschnitten, den gegebenen Boden nicht zu verlassen und beginnen unsere Untersuchungen mit den ältesten noch vorhandenen Bauresten.

Der Blockbau ist vorzugsweise in den Gebirgsgegenden und in den östlichen Provinzen Deutschlands heimisch, in der Schweiz, in Tirol, in dem bayrischen Hochgebirge und im Riesengebirge bildet er neben dem Ständerbau die noch heute gebräuchliche Bauweise; man trifft ihn auch vereinzelt im Schwarzwald, bayrischen Wald und im sächsischen Erzgebirge. Unumschränkte Herrschaft übt er allein in Oberschlesien, Posen, Ostpreussen und Pommern aus, woselbst er ohne Begleitung des Ständerbaues namentlich auf dem flachen Lande die allein in Übung stehende Bauart repräsentiert.

Die Schweizer und Tiroler Bauten bilden Gruppen für sich und stellen die höchste Stufe der Entwicklung des Blockbaues vor. Sie stehen nicht in dem engeren Rahmen unserer Aufgabe und haben zudem — insbesondere die ersteren — in dem vortrefflichen Gladbach'schen Werke: »Die Holzarchitektur der Schweiz« eine so mustergiltige Behandlung erfahren, dass wir nur auf jenes verweisen können. Ebenso verzichten wir, den unbedeutenden Blockbauten des Schwarzwalds, des sächsischen Erzgebirges und des Harzes nachzuspüren; sie bestehen fast nur aus Stallungen und Scheunen. Hingegen eröffnet uns das bayrische Hochgebirge, das Riesengebirge und Oberschlesien ein ergiebiges Feld zu fruchtbaren Forschungen. Dort ist es das bäuerliche Wohnhaus, im Riesengebirge das städtische Wohngebäude und in Oberschlesien neben der bäuerlichen Hütte oder Bude in hervorragender Weise der Kirchenbau, welcher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Im Riesengebirge ist namentlich der südliche Abfall bis nach Glatz mit bürgerlichen Blockhäusern dicht besetzt. Der gröfsere Teil liegt allerdings in Nordböhmen; da er aber nicht von der deutschen Riesen-



gebirgsgruppe zu trennen ist und zudem die hervorragendsten Vertreter jener Bauflora stellt, können wir an dieser Stelle die Landesgrenzen nicht inne halten.

Den ersten Rang im Blockbauggebiet Deutschlands nimmt Oberschlesien ein, haben sich hier doch allein gegen zweihundert Gotteshäuser erhalten; sie bilden im Verein mit den österreichisch-schlesischen, böhmischen und mährischen Holzkirchen eine zusammengehörige Gruppe. Wohl sind sie, wie auch die Bürgerhäuser in den tschechischen Städten Nordböhmens, von Slaven erbaut und können in dieser Beziehung als Repräsentanten slavischer Baukunst gelten; allein es lassen sich an ihnen auch so vielerlei germanische Einflüsse nachweisen, sie stehen in so engen Beziehungen zu den skandinavischen Blockbauten und Holzkirchen, dass man sie richtiger als germanische Kinder in slavischem Kleide ansehen muss. Ja selbst an den ungarischen Holzkirchen, soweit sie den nordwestlichen und nördlichen Karpathen angehören, können die nämlichen Grundformen nachgewiesen werden, so dass in gewisser Beziehung sogar diese in das Grenzgebiet der südöstlich-germanischen Holzkirchengruppe herein gehören.

Im allgemeinen sind die in Frage kommenden Bauten mit Blockwänden gegenüber jenen des Ständerbaues durchweg schlichter; nur in bescheidenem Umfange bedienen sie sich geschnittener oder ausgesägter Zierformen, welche aber in den allerwenigsten Fällen auf das Alter ihrer Träger hinweisen. Den vorliegenden Stoff nach zeitlich getrennten Perioden zu scheiden, liegt mithin kein Anlass vor, dagegen ergibt sich seine Einteilung nach der Bedeutung, resp. nach der Art der Bauwerke von selbst. Mit Rücksicht hierauf gliedern wir diesen Abschnitt nach kirchlichen und profanen Gebäuden, wollen aber, ehe wir uns mit ihren besonderen Eigentümlichkeiten beschäftigen, wieder wie in den früheren Abschnitten, die Besprechung des konstruktiven Kerns, soweit er allen Blockbauten gemeinsam ist, voranstellen.

Die Blockwand setzt sich aus geraden, entweder baumkantig belassenen oder scharfkantig ausgesägten Holzstämmen zusammen, die in horizontaler Lage genau aufeinander passen und für gewöhnlich so gelagert werden, dass Wipfel und Stammende über einander abwechseln.

Die Höhe der einzelnen Blöcke schwankt zwischen 15 und 40 zm, ihre Breite beträgt 12 bis 15 zm. Scharfkantig geschnittene Stämme werden nach der Wandmitte leicht ausgehöhlt und auf Flechtenmoos gelagert; infolgedessen schließten ihre Fugen oft so hart zusammen, dass sie kaum mehr zu erkennen sind und weder Wind noch Feuchtigkeit durchlassen. Baumkantige Holzblöcke pressen sich hingegen in der Wandmitte zusammen; ihre nach außen klaffenden Fugen werden mit Lehm und Moos gefüllt und, um Witterungseinflüssen besser Trotz bieten zu können, mit Kalkanstrich überzogen. Erscheint die erste Gattung



Blockwand als glatte ununterbrochene Fläche in meist einem Farbenton, so gliedert sich jene in horizontale Schichten, welche häufig durch verschiedenartige Farben — wie weiß und schwarz, braun und blau, grün und weiß — noch weiter hervorgehoben werden.

Zu ihrer regelrechten Ausführung bedarf es vor allem geradgewachsener Hölzer, weshalb Laubholzarten seltener an ihnen vorkommen; das für sie geeignetste Baumaterial bildet Tannen- und Lärchenholz.

Die Blockwand benötigt zu ihrer Dauerhaftigkeit und Unverschiebbarkeit eines festen Verbandes, entweder müssen ihre Enden mit jenen

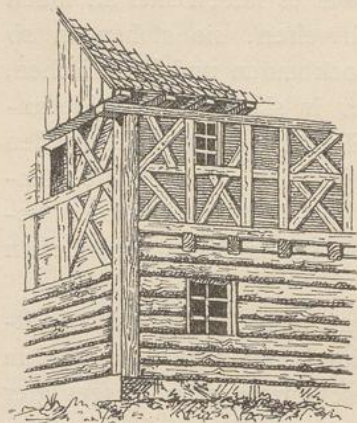


Fig. 118.

benachbarter Blockwände ein festes Gefüge eingehen, oder Ständer und lotrechte Bohlen halten sie zusammen. In letzterem Falle werden die Blockhölzer den Ständern eingetutet (s. Fig. 118), auch wohl mit den sie von beiden Seiten einspannenden Bohlen verschraubt (s. Fig. 119); im ersteren Falle erfolgt die Verknüpfung in den verschiedensten mitunter kunstgerechtesten Formen.

Die einfachste Technik entspringt hierbei der Regel, die beiderseitigen Stammenden abwechselnd über die Wandfluchten hinausragen und an den Kreuzungen überplatten zu lassen (s. Fig. 120). Auf diese

Weise wird eine gegenseitige Verschiebung der zangenförmig eingespannten einzelnen Balken verhindert. Die Gefahr, dass Blockbalken bei allzu großen Wandlängen sich verbiegen könnten, heben eingezogene

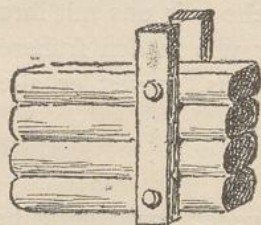


Fig. 119.



Fig. 120.



Fig. 121.



Fig. 122.



Fig. 123.

Zwischenwände auf. Fehlen solche, so spannen lotrechte Bohlen die Wände ein.

Um den nachteiligen Folgen eines solchen Verbandes, welcher die Kopfsenden der Wandhölzer allen Einflüssen der Witterung preis gibt, vorzubeugen, sowie auch um dem Gebäude scharfe Kanten zu verleihen, verlängert man bei einer zweiten Art von Ecklösung die Blockbalken nicht über die Eckenkante hinaus. Die hierbei befolgten Verbandarten bestehen entweder aus einer Schwalbenschwanzüberplattung (s. Fig. 121), oder besonders häufig aus einer Hakenverplattung (s. Fig. 122), deren Ausführung minder große Schwierigkeiten als die erst genannte Verknüpfung bereitet.



Mancherorts begnügt man sich aber nicht allein, die Balken an den Ecken zu beschneiden, sondern nagelt ihnen außerdem noch lotrechtstehende Bohlen vor (s. Fig. 123), wodurch gleichzeitig den Hirnholzflächen der wirksamste Schutz geboten und eine gefällige Ecklösung erzielt wird. Hin und wieder entzieht man wohl auch die ganze Blockwand den zerstörenden Einwirkungen von Wind und Wetter und verschalt sie teils ganz, teils nur an den Wetterseiten mit senkrechten Bretterlagen oder Holzschindeln. Einige oberschlesische Kirchen tragen selbst einen Mörtelverputz, so dass sie Massivbauten gleichen.

Licht- und Thüröffnungen unterbrechen die Blockwand mittelst Pfosten, welche den sie oben und unten abschließenden Balken eingezapft, den Zwischenbalken aber seitwärtz eingenutet werden. Fehlen die Gewandpfosten, so ersetzen Bohlen ihre Stelle.



## Erster Abschnitt. Der Blockbau an Kirchen.

---

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass der älteste Kirchenbau in dem germanischen Norden sich ursprünglich der heimischen Bauweise bediente; glaubwürdige Überlieferungen wissen uns viel von kleineren und größeren Holzkirchen zu erzählen und lange Jahre mögen erst dahingeschwunden sein, ehe man an eine allgemeine Verwendung des Massivbaues für sie dachte. Wie wir schon in der Einleitung des ersten Teils bemerkten, waren sie auch in jenen Gegenden, welche schon frühzeitig den Ständerbau pflegten, also im nordwestlichen und südlichen Deutschland, heimisch. Jede weitere Kunde von ihnen ging aber verloren; denn die wenigen Vertreter, wie die Braunauer Kirche und die Stadthagener Kapelle, überliefern uns zwar noch einige interessante Aufklärungen und Andeutungen über ihre Bauweise, berechtigen uns indessen noch nicht zu allgemein giltigen Schlüssen, die auf beliebig große Bauten auszudehnen wären. Wir unterließen es daher im Ständerbau der Frage näher zu treten und beschränkten uns auf die nackte Beschreibung der wenigen uns bekannten Beispiele. In dem umfangreichen Blockbauggebiet des östlichen Deutschlands hingegen hat sich der Holzkirchenbau bis auf unsere Zeit in einer solchen Ausdehnung erhalten, dass wir ihm eine größere Beachtung zuwenden und versuchen müssen, seiner Geschichte nachzuspüren.

Das sehr beträchtliche Material, was uns behufs dessen zur Verfügung steht, lässt sich nach wenigen Gruppen schichten und bis auf verschwindende Ausnahmen einer gemeinsamen Grundform, der germanischen Halle, zurückführen.

In seinen Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Hauses beschreibt uns Rudolph Hennig diese Halle als ein oblonges Gebäude mit nach Ost und West zugewandten Giebeln. Sie bildete ein vergrößertes Wohnhaus, diente als Gastsaal oder Versammlungslokal und maß infolgedessen oft beträchtliche Dimensionen. Ein Eingang befand sich an der östlichen Giebelseite, ein zweiter an der westlichen; man trat aber nicht unmittelbar in die Halle, sondern zunächst in einen



für sich abgeschlossenen Vorbau, den eine Innenthür von jener trennte; ihre Fußbodenhöhe war dem Erdboden gleich. Diese Beschreibung stimmt auch im allgemeinen mit den älteren Holzkirchen, welche uns Oberschlesien, insbesondere die Gegend um Ratibor, erhalten hat.

Schon dass der Grundriss der älteren schlesischen Kirchen weder Seiten- noch Querschiffe aufzuweisen vermag, führt darauf, dass die Wurzeln ihrer Abstammung anderswo als in dem altchristlichen Basilikenbau, wie uns Italien ihn übermittelte, zu suchen seien. Noch mehr aber weist der naturgemäße Entwicklungsprozess darauf hin, dass man sich mit der ersten Ausbreitung des Christentums gegebenen lokalen Verhältnissen anschloss und die kirchliche Andacht in die vorhandenen größeren Hallen verlegte, nicht aber von vornherein fremdartige Bauten hierzu aufführte. Die ihr Gotteshaus

errichtende Bevölkerung nahm das Vorbild für jenes aus dem Kreise ihrer Anschauung und passte es, so gut es ging, den Bedürfnissen des Gottesdienstes an. Gelingt es daher, in unseren weiteren Ausführungen den Zusammenhang der oberschlesischen mit den norwegischen Holzkirchen nachzuweisen, so liegt es nahe genug, ihre Urform in der geräumigen nordischen Halle zu vermuten, und das um so mehr, als, wie im zweiten Kapitel nachgewiesen wird, auch die übrige Bauweise für profane Zwecke in auffallender Verwandtschaft zu jener der skandinavischen Bauten steht. Die ehemals von ostgermanischen und vandalischen Völkerstämmen, die nächsten

Verwandten der Skandinavier, innegehabten Wohnsitze nahmen nach der Völkerwanderung die nachrückenden Slaven ein und behielten die vorgefundene Bauart bei. Nur so lässt es sich erklären, wie Hennig richtig betont, dass die schlesischen und andere ostdeutsche Blockbauten ja selbst ein Teil der ungarischen Holzkirchen in ihrer Anlage den nordischen näher stehen, als den benachbarten russischen.

Wir beginnen unsere Beschreibung mit jener der zwei ältesten Blockbaukirchen Oberschlesiens, den Gotteshäusern von Syrin und Lubom, die beide nach Angabe der schlesischen Provinzialblätter dem Jahre 1305 entstammen. Sie stellen die beiden Haupttypen vor, auf welche sich fast alle anderen Holzkirchen zurückführen lassen, besitzen aber selbst so viele gemeinsame Hauptzüge, dass wir ihre Schilderung zweckmäßig in die Form eines Vergleichs einkleiden.

Ihr Grundriss besteht aus einem größeren quadratischen und

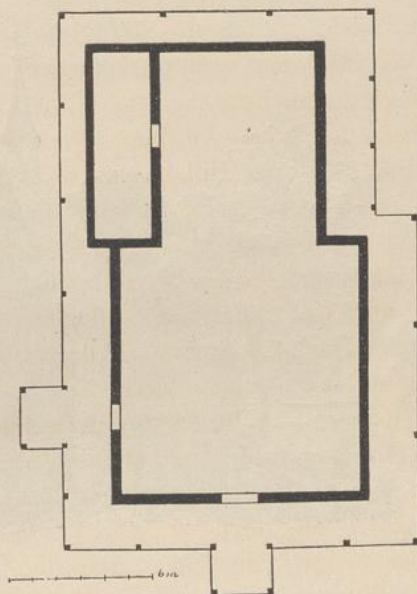


Fig. 124.



einem schmäleren rechteckigen Raum. Ersterer — der Aufenthaltsort der Gemeinde — liegt nach Westen, letzterer — der Chor — nach Osten; seiner Nordseite schließt sich die Sakristei, ein rechteckig abgeschlossener Raum an (beistehender Grundriss, Fig. 124, gibt jenen der Lubomer Kirche wieder). Der Haupteingang liegt an der Westseite und wird an beiden Kirchen durch einen umschlossenen Vorraum geschützt. Letzterer besitzt an der Syriner Kirche (s. Fig. 125) nur an der Westseite einen offenen Eingang, an der Lubomer Kirche steht er außerdem noch mit einem offenen Gang, der die ganze Kirche umgibt, in Verbindung. Ein zweiter Eingang liegt an der Nordseite des Hauptraumes und wird gleichfalls von einem angebauten Vorhäuschen geschützt; an der Syriner Kirche ist er vollständig geschlossen und nur an der Ostseite durch eine Thür

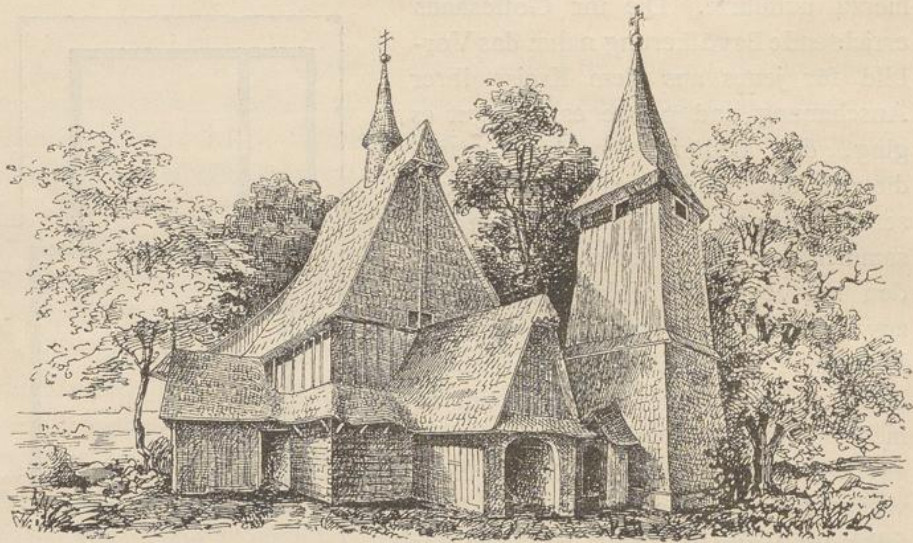


Fig. 125.

zugänglich, an der Lubomer steht er heute offen, war aber höchst wahrscheinlich ehemals, ebenso gut wie jener, den Beschädigungen durch Wetter mittelst einer Verschalung entzogen.

Im Aufbau sind die einzelnen Abteilungen ungleich hoch; am höchsten erhebt sich der quadratische Hauptraum, und schließt derselbe nach Westen und Osten mit einem Giebelfelde ab. Sein Satteldach ist ziemlich steil. Nicht ganz die gleiche Höhe erreicht der Chor; auch er endet an seiner Ostseite mit einem dreieckigen Giebelfelde, nach Westen lehnt er sich jenem des Hauptbaues an. Erheblich niedriger bleiben dagegen die gleichfalls mit Giebelfeldern versehenen Vorräume, welche kaum bis zur Dachbalkenlage des Hauptbaues reichen; wie jener werden ihre Wände von Schindeln oder senkrechten Bretterverschalungen überzogen. Charakteristisch sind beiden Bauten die Dachnasen, womit ihre Giebelfelder oben abschließen. An der Kirche zu Syrin besitzen sie an den beiden Eingangshäuschen eine runde Form (s. Fig. 125), an dem



Hauptdache hat der malerische Anbau eine viereckige Gestalt und dient hier als Schutzdach für die Mittags- und Betglocke, die frei unter ihm hängt. Auch an der Lubomer Kirche findet der reizende Schmuck in polygonaler Gestalt die gleiche Verwendung, nur ist die Betglocke und mit ihr die Dachnase an der Ostseite des Hauptdaches untergebracht.

Soweit herrscht zwischen beiden Bauwerken die größte Ähnlichkeit, erst ihre Hülle mit den äußerlich hinzugefügten Umgängen und Schutzdächern beginnt von einander abzuweichen.

Die Lubomer Kirche (s. Fig. 126) umzieht ein durchschnittlich 2 m breiter nach aufsen offener Hallen- oder Laufgang; seine Pultdächer fügen sich der oberen senkrechten Bretterverschalung der Kirchenräume an und ruhen aufsen auf freistehenden Pfosten. Es lässt sich nicht leugnen, dass sie dem Gebäude eine scheinbare Ähnlichkeit mit der christlichen Basilika verleihen, welche Vorstellung die höher gelegenen Fensteröffnungen der Haupträume noch bestärken; allein man darf nicht



Fig. 126.

vergessen, dass hier die Hallengänge keine integrierenden Bestandteile der eigentlichen Kirche bilden, sondern nur in losem Zusammenhange mit ihr stehen. Wir haben in ihnen keine Seitenschiffe, sondern ausschließlich offene Schutzhallen zu erblicken.

An dem Syringer Gotteshause nehmen ihre Stelle minder große Schutzdächer ein, die durch schräge Stützen ihren Halt an der Hauptwand finden. Sie schließen, wie an der Schwesterkirche, die Grenze der oberen senkrechten Bretterverschalung ab und dienen augenscheinlich als Schutz der unteren nicht verschalten Blockwand. Die Höhen ihrer Trauflinien korrespondiren, so auch an der Lubomer Kirche, mit jenen der Eingangshäuschen, woselbst sie sogar an den Giebelfeldern als kleinere Flugdächer ihre Fortsetzung finden. Da sie ihre Verbindung mit den anschließenden Satteldächern in geschweiften Flächen herbeizuführen suchen, geben sie Anlass zur Herstellung malerischer Übergänge.

Streng genommen schrumpft also auch dieser Unterschied in der äußeren Gestalt beider Kirchen auf untergeordnete Bedeutung zusammen.



Ob ein breiter Hallenumgang, wie ihn die Lubomer Kirche besitzt, oder ein kleineres Schutzdach, wie es der Syriener Kirche eigen, das Bauwerk umzieht, ist nebensächlich; der gemeinsame Zweck ist, die untere Wand vor Schlagregen zu schützen und Gelegenheit zu schaffen, Gedenktafeln oder andere Kultusgegenstände anbringen zu können.

Fügen wir noch hinzu, dass die Syriener Kirche ein runder Dachreiter mit konisch verjüngtem Schafte ziert, sowie dass die Dachnase des Lubomer Gotteshauses in eine Spitze ausläuft, so haben wir damit die Beschreibung des äußeren Aufbaues der beiden Bauwerke erschöpft.

Die Innenräume sind sowohl seitwärts als auch an der flachen Decke verschalt und jedes Schmuckes bar; wohl belebte noch vor wenigen Jahren Figuren- und Schablonenmalerei ihre Wände und Decken, heute starren uns frische, weiß gestrichene Flächen an und überzeugen



Fig. 127.

uns von der Zart- und Kunstsinnigkeit der jetzigen Bevölkerung. Nur ein Balken am Chorschluss der Lubomer Kirche (s. Fig. 127) gibt uns noch die sichere Kunde, dass auch das Schnitzmesser zur Herstellung von Zierformen an der Decke vereinzelt im Gebrauch stand. Den Übergang zur Deckenfläche vermittelt hierselbst eine Bretterwölbung.

Die Fensteröffnungen besitzen in Syrin nur bescheidene Dimensionen, in Lubom schliessen sie mit flachen Stichbogen ab und scheinen

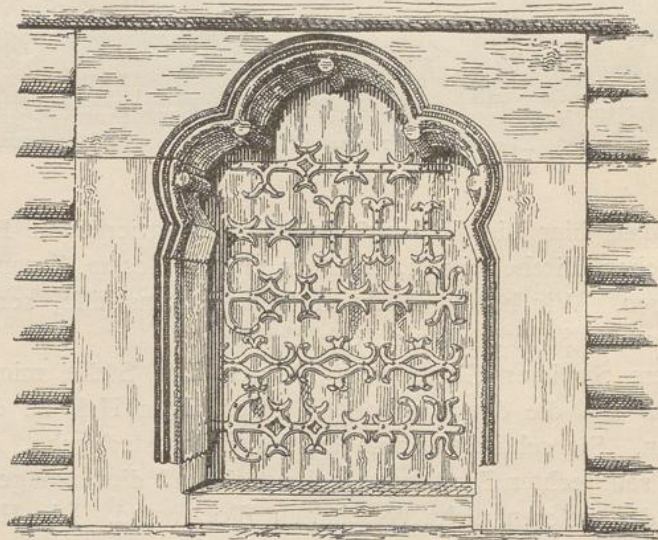


Fig. 128.

erst in einer späteren Zeit zu ihrer jetzigen Größe erweitert worden zu sein.

Mehr Interesse zwingen uns die Thüröffnungen an dem Lubomer Bauwerk ab. Fig. 128 stellt ihre westliche Eingangspforte dar; an ihr vereinigt sich ein seltsames Gemisch von gotischen und orientalischen



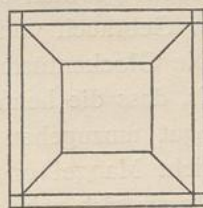
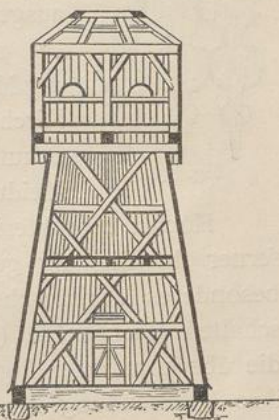
Einflüssen. Die Kleeblattlinie ist ein Produkt des Übergangsstils, die sie unterbrechenden Rundstäbe wie auch die übrige Profilierung deuten auf gotischen Formgeschmack, dagegen erinnern die schräg zulaufenden Kämpfer an Hufeisenbögen; alles zusammen genommen bestätigt sie die angegebene Erbauungszeit, die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Die den Bogenlinien und den Kleeblattecken eingefügten Rundstäbe können übrigens nicht als Spezialität einzelner oberschlesischen Holzkirchen gelten, sie finden sich bis tief in Ungarn an den Holzbau gebunden; auch die Zickzacklinie am Kämpferabschluss ist ein holztechnischer Gebrauch, der ab und zu an anderen Bauten wiederkehrt. Hingegen ist die ganze Form der Thürumrahmung der Steinarchitektur entnommen, was klar aus ihrer Konstruktion hervorgeht. Um den Kleeblattbogen herausschneiden zu können, bedurfte es eines 60 zm hohen Sturzbalkens und 55 zm breiter Thürpfosten, für den Holzbau ganz ungeheuerliche Dimensionen.

Ungewöhnliche Formen besitzen auch die schmiedeeisernen Beschläge der Thürfläche; ihre Elemente sind zwar höchst primitiver Natur, entsprechen aber dem slavischen Stilgefühl jener Zeit.

Die nördliche Eingangsthüre verwertet den Spitzbogen, wozu gleichfalls ein einziger Sturzbalken erhalten musste; ihre Kämpferpunkte und die Scheitelspitze markieren Rundstäbe.

Seitwärts von dem Gotteshause, in Lubom in nordwestlicher, in Syrin in südwestlicher Richtung erheben sich quadratische Glockentürme, welche, abweichend von der sonst gebräuchlichen Bauweise, im Ständerbau errichtet sind. Vier schräg gestellte mächtige Ständer stützen sich auf 45 zm im Quadrat messende Schwellen (nebenstehende Figur gibt den Glockenturm der Kirche in Brzezic wieder, das nämliche Schema gilt auch für das Lubomer Gotteshaus). Spannriegel verbinden sie in drei verschiedenen Höhen, oben halten sie Rahmhölzer zusammen; in der halben Höhe dient ein Zwischengeschoss aus einer Bretterlage als Ruhepunkt für die steilen Treppenleitern; außerdem verleihen diagonal sich kreuzende Schrägstreben dem obeliskensähnlichen Unterbau genügende Widerstandsfähigkeit gegen die ihn umtosenden Wind- und Schneestürme. Nach außen verschalt das Turmgerüst eine doppelte Bretterlage, deren äußere Fugen an der Lubomer Kirche noch schmale Lattenstreifen decken. Bis dahin gleicht sich die Konstruktion beider Glockentürme; während nun aber an dem Syriner Turm dem oberen Querverbände die Balken-



6 m

Fig. 129.



lage und hierauf sofort das steile, nach unten geschweifte Zeltdach aufgesetzt wird, trägt der Lubomer Glockenturm erst noch einen würfelförmlichen auskragenden Aufbau; an ersterem befinden sich die Schalllöcher an dem Obeliskstumpf, an letzterem über jenem in der aufgesetzten Glockenkammer. Diese wird von acht Ständern mit eingespannten Riegeln und Winkelbändern eingeschlossen, endet mit einem zweiten Schwellenkranz und stützt das künstliche Dachgespärre der mit einer Zwiebelkuppel und Durchsicht gekrönten Turmspitze. Sowohl an der Glockenstube als auch an der höher gelegenen Durchsicht besitzen die Schall- und Lichtöffnungen die Gestalt kleiner Rundbogen; auch die senkrechten Verschalbretter der Glockenstube sind mit Zierformen be-

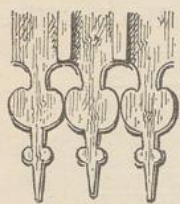


Fig. 130.

dacht und enden unten in frei herabhängende gefällig ausgesägte Zacken (s. Fig. 130). Desgleichen schmückt ein zinnenartiger Abschluss die Bretterverkleidung in der Mitte des Turmschaftes, wogegen sich an der Syriener Kirche an derselben Stelle ein schmales Flug- oder Schutzdach befindet, dem sich unten eine Schindelbekleidung anreihet.

Höchst charakteristisch für die oberschlesischen Glockentürme kann ferner ihr Eingang gelten. Wie jenen an der Kirche schützt ihn ein besonderes Vorhäuschen mit dem bekannten Satteldach und dem verschalten Giebelfelde (s. Fig. 125 und 126). Also auch hier hielt man die überkommenen Eigentümlichkeiten der älteren Bauweise fest; obwohl ihre Verwendung für den Glockenturm — ein unbewohnter Raum — nicht direkt geboten erscheint. Dass es trotzdem geschah, beweist, wie tief der Gebrauch von Vorhallen wurzelte.

Die Glockentürme bilden in ihrem kunstvollen Aufbau ein beredtes Zeugnis, dass die heimischen slavischen Zimmerleute mit dem Ständerbau ebensogut umzugehen verstanden, wie ihre deutschen Nachbarn, dass also nicht Mangel an Kenntnis und Übung den Grund abgeben kann, weshalb sie sich seiner an dem Kirchenbau und an ihren Wohnhäusern nicht bedienten. Für sie scheint nur der eine Umstand entscheidend gewesen zu sein, dass die Blockwand wärmere Wohnräume schafft; deshalb verliehen sie auch ihren Kirchen jenen Schutz, den der Glockenturm nicht benötigte.

Mit der Beschreibung der Lubomer und Syriener Kirche sind auch die Grundzüge für alle anderen oberschlesischen Holzkirchen, soweit sie nicht den beiden letzten Jahrhunderten angehören, gegeben. Wir fügen zur Bestätigung dessen Abbildungen von einigen anderen Bauwerken hinzu, verweisen aber außerdem noch auf die im »Rübezahl« erfolgten Publikationen der Kirchen in Ponischowitz vom Jahre 1499 (s. Fig. 133), Pniav vom Jahre 1506, Mikulschütz vom Jahre 1530 (s. Fig. 132), Groß-Strehlitz vom Jahre 1641 und Zawada, vormals in Ostrop vom Jahre 1649, welche alle mehr oder weniger mit den hier dargestellten Beispielen übereinstimmen, so dass wir auf ihre vollständige Wiedergabe verzichten können.



Die Kirche von Brzezie, unweit Ratibor, vom Jahre 1331, ist allerdings mit einem Mörtelverputz überzogen und besitzt daher ein anderes Kleid als ihre Schwestern, auch sind ihr auf drei Seiten die Flugdächer benommen und ihrem Hauptraum an der südlichen Seite ein kleiner Anbau beigefügt; allein diese Zuthaten resp. Änderungen entstammen einer jüngeren Zeit. Ihr Grundriss ist identisch jenem von Lubom; nur darin weicht er von ihm ab, dass sich die Turmanlage hierselbst direkt dem westlichen Eingang anschließt und hier das gewohnte Vorhäuschen ersetzt. Die Zwiebelhaube des Turmes, wie auch der ähnlich geartete Dachreiter dürften gleichfalls spätere Ergänzungen sein.

Auf das hohe Alter des Bauwerks verweisen neben einigen gekuppelten Fensteröffnungen in romanischer Geschmacksrichtung insbesondere die Thüren und ihre Beschläge. Fig. 131 stellt die nördliche

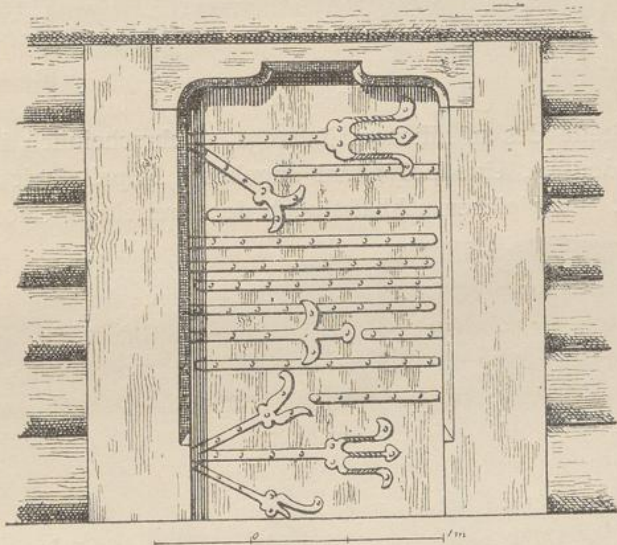


Fig. 131.

Kirchenthüre hinter dem Vorhäuschen dar und lässt in dem oberen kielbogenartigen Abschluss deutlich gotisierende Einflüsse erkennen. Ihre Konstruktion weicht insofern von jener in Lubom ab, als der Sturzriegel nicht ganz über die 55 cm breiten Pfosten hinwegragt. Höchst unbeholfene Formen tragen die schmiedeeisernen Beschläge und verraten weder Geschmack noch technisches Können; womöglich noch ungelenker sind die Schlosserarbeiten an der westlichen Thüre, die hier aus im Zickzack sich bewegenden Flachbändern mit dürrigen Kelchspitzen bestehen.

Nach dem nämlichen Schema sind die Kirchen in Mikulschütz, (s. Fig. 132) Pniow und Ostrop aufgeführt. An den beiden letzteren umzieht der niedrige Sakristeiraum die nördliche und westliche Chorseite; die Kirche von Mikulschütz schließt im Chore dreiseitig ab, besitzt aber sonst die größte Ähnlichkeit mit der Lubomer Kirche und wird wie jene von einem offenen Hallenumgang eingerahmt.



Auch an der Kirche von Ponischowitz (s. Fig. 133) endet der Chor dreiseitig, besonders weicht aber ihre äußere Gestalt dadurch von den anderen Kirchen ab, dass die Sakristei höher als der andere Raum liegt und von auferhalb durch eine freiliegende Treppe erreicht wird; zudem



Fig. 132.

nimmt die Stelle des nördlichen Eingangs, wahrscheinlich infolge einer späteren Änderung, eine polygonal angebaute Kapelle mit achteckigem Zeltdach ein. Desgleichen schließt auch der dreiseitige Chor mit einem

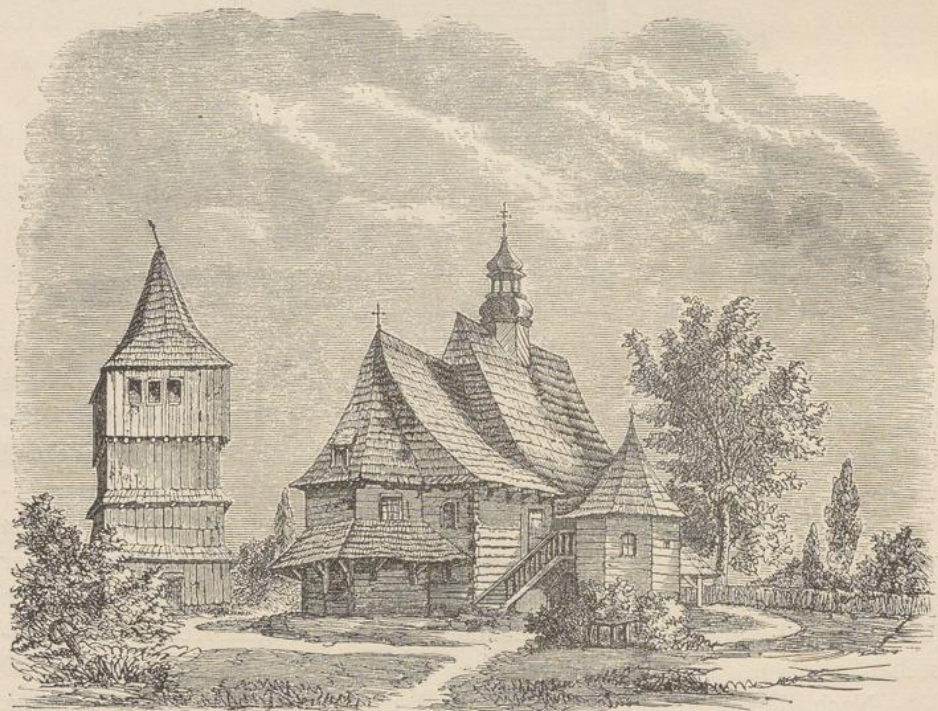


Fig. 133.

Walmdach ab, während die viereckige Sakristei ein weit vorspringendes Schleppdach überzieht. Das ganze Bauwerk hat zwar durch diese Zu-  
thaten ein eigenes Gepräge angenommen, lässt aber noch die ursprüngliche Anlage, welche mit jener von Lubom übereinstimmt, klar erkennen.



Die Dachreiter der oben angeführten Holzkirchen gleichen jenen der Brzezier Kirche, was auch für die Ostroper Turmanlage gilt; in Mikulschütz kommt sie mehr auf die Lubomer heraus, schließt indessen oben mit einem flachen achteckigen Zeltdach. Der Glockenturm von Ponischowitz besitzt an seinem Obeliskstumpf zwei Flugdächer und endet über der rechteckigen auskragenden Glockenstube wie der Syriener Bruder mit einem achteckig zulaufenden Zeltdach.

Die einfachste Form der oberschlesischen Holzkirchen vertritt das Gotteshaus von Rudnik. Ihr Grundriss bildet ein längliches Rechteck mit dreiseitigem Chor und abgewalmten Dachflächen; große Fenster sind der Blockwand eingefügt und diese selbst durch vertikale Pfosten zusammengehalten. Vorhäuschen schützen in der bekannten Weise die



Fig. 134.

Eingänge, welche hier aber gegen alle Regel sowohl auf der nördlichen als auch auf der südlichen Seite liegen; ein viereckiger schlichter Dachreiter krönt das Gebäude. Ebenso einfach ist auch der Glockenturm, unterscheidet sich aber insofern von anderen ähnlichen Anlagen, als sein

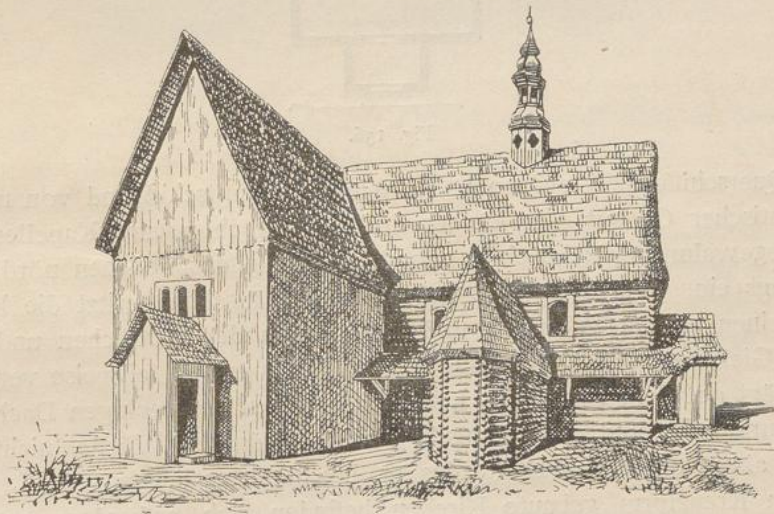


Fig. 135.

achteckiges Zeltdach ohne weitere Vermittlung dem viereckigen Unterbau aufgesetzt ist. Mit der Kirche steht er — wie jener in Brzezie — in loser Verbindung.

Ohne Frage haben wir in diesem Bauwerk eine jüngere Abart zu



erblicken, die sich nicht streng an das ältere Schema bindet und nur mit wenigen anderen Holzkirchen und Begräbniskapellen des 17. und 18. Jahrhunderts übereinstimmt.

Es erübrigt nunmehr noch die Besprechung einer Gruppe von Holzkirchen, wie sie die Kirche von Grofs-Hammer (s. Fig. 135) vertritt. Mit den bisherigen Typen hat sie nur den Blockverband, die Eingangshäuschen und das Flugdach gemein; sonst kommt ihre Anlage auf den jenerzeit im übrigen Deutschland gebräuchlichen Kirchenbau hinaus. Ihr Grundriss besteht aus einem lateinischen Kreuz mit rechteckigem Choranatz; die sich jenem anschmiegenden Sakristeiräume (in der Fig. 136 schraffiert angegeben) scheinen erst später hinzugefügt worden zu sein.

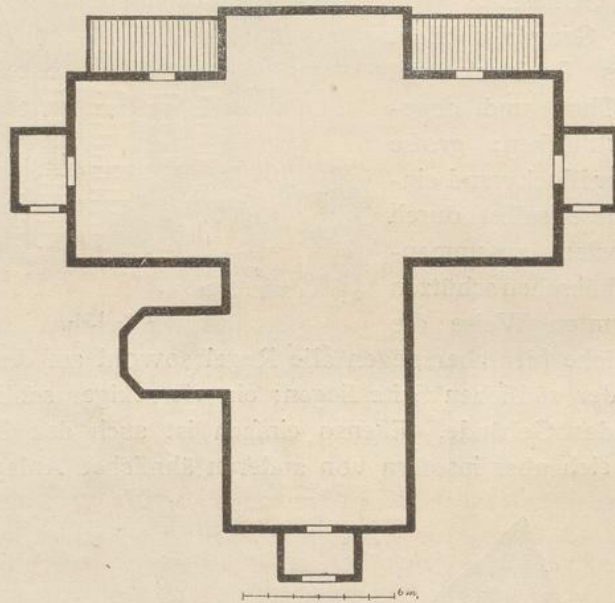


Fig. 136.

Ihre Querschiffe sind ebenso breit, wie das Hauptschiff und von nahezu quadratischer Gestalt; ein kleiner dreiseitig geschlossener Kapellenraum mit abgewalmten Dachflächen nimmt die Stelle des üblichen nördlichen Eingangs ein. Zugänge mit angebauten Vorhäuschen besitzt die Kirche drei, einen an der Westseite und je einen an der nördlichen und südlichen Giebelwand des Querschiffes. Das Bauwerk ist teilweise verschalt und trägt auf dem Dache des Langschiffes einen sechseckigen Dachreiter mit Durchsicht und Zwiebelhaube; seine Gründung dürfte nicht viel früher als in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegen.

In Kreuzform gebaute Kirchen befinden sich außerdem noch in Lissau (vom Jahre 1618) und Boronow. An ihnen hat der Umwandlungsprozess der nordischen Halle bereits solche Fortschritte aufzuweisen, dass, fehlten jene älteren Gruppen, ihr Zusammenhang mit der Urform gänzlich verwischt wäre. Für unsere Untersuchungen bedeuten sie die Endglieder des ostdeutschen Holzkirchenbaues; zwischen ihnen und dem



christlichen Kirchenbau der germanischen und lateinischen Länder liegt nur ein Schritt, der Umtausch von Stein und Holz.

Als ein höchst interessantes, in seiner Art gänzlich vereinzelt dastehendes kirchliches Bauwerk haben wir schliesslich noch unserer Besprechung der oberschlesischen Holzkirchen die Nepomuk-Kapelle bei Lubom anzureihen (s. Fig. 137). Sie bildet ein regelmässiges Achteck und endet oben mit einem geschweiften Zwiebeldach. Ihr hohes Alter verbürgt die Eingangsthüre, welche, zweiflügelig, dieselben Formen aufweist,



Fig. 137.

wie die westliche Hauptthüre der Ortskirche; auch ihre Konstruktion stimmt mit jener überein, so dass ihre Erbauungszeit wohl gleichfalls in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu suchen sein dürfte. Nach außen ist ihre Wand verschalt; Lichtöffnungen besitzt nur die Wand über dem Eingang, weshalb an dieser Stelle das sonst übliche Vorhäuschen fehlt. Im Innern ersetzt eine netzartige Kuppel die Decke.

An äusseren und inneren Zierformen oder an Farbenschmuck vermögen die oberschlesischen Kirchen nur wenig aufzuweisen. Abgesehen von den bereits beschriebenen Eingangsthüren und Fensteranlagen, denen noch einige ähnliche Beispiele aus Biskupits, Mikulschütz und Zabrze hinzugefügt werden könnten, beschränkte man sich darauf, höchstens den Schalllöchern der Glockentürme (s. Fig. 138) und Dachreitern oder den frei endenden Verschalbrettern der Glockenstuben zierliche Formen zu verleihen (neben dem Lubomer Beispiel — s. Fig. 130 — enthält Fig. 139 noch eine solche Endigung von der Brzeziner Kirche);



Fig. 138.



auch versah man wohl hin und wieder die Holzschindeln mit kleinen Bogenlinien (s. Fig. 140 und 141).

Schablonen- und Figurenmalerei zählt zu den Seltenheiten, und wo sie noch getroffen wird, verrät sie höchst mittelmäßige Technik.

Wenden wir uns nunmehr wieder der Beantwortung der ersthin aufgeworfenen Frage zu: in welchen Beziehungen stehen die schlesischen Holzkirchen zu der nordischen Halle, so lehrt schon ein oberflächlicher Vergleich, dass wir in ihnen gar nicht allzu ferne Abkömmlinge jener zu erblicken haben. Der große quadratische Raum bildet den Kern, der Altar mag vielleicht ursprünglich in dem Vorbau des östlichen Eingangs untergebracht gewesen sein; später führte das Bedürfnis darauf, ihm einen größeren Raum zuzuweisen. Behufs dessen erweiterte man jene Vorhäuschen, entfernte den Eingang und schuf, wie in anderen christlichen Kirchen, den Chor.

Gänzlich unverändert blieb der westliche Vorbau, der sowohl in seiner Anlage als auch in seinem Aufbau dem ursprünglichen Halleneingang entspricht; auch dürfen wir in der Wahl der nördlichen Kirchen-

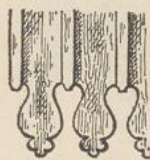


Fig. 139.



Fig. 140.

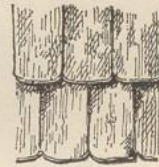


Fig. 141.

seite für einen zweiten Eingang nichts zufälliges erblicken, als Hochsitz des Hausherrn oder Thronszitz des Herrschers war diese Stelle schon in der nordischen Halle besonders bevorzugt. Ferner stimmt auch die Anlage der offenen Umgänge, wie sie der Lubomer und Mikulschützer Kirche eigen sind, mit dem altgermanischen Brauch, dem eigentlichen Wohnhaus eine gedeckte Vorhalle vorzuschieben, überein. Derselbe Brauch hat sich bis heutigen Tages vielfach an dem dortigen Wohnhause erhalten; an der Kirche erfolgte seine Verwendung nur in erweitertem Umfang, indem der Hallengang, nicht wie an jenen, sich blos der Eingangsseite, sondern allen Gebäudeteilen anschliesst. Die minder großen Schutz- oder Flugdächer des Syriener Kirchenschemas bedeuten weiter nichts, als verkleinerte Ausgaben der breiteren Hallengänge und bestätigen als solche nur die ältere allgemein befolgte Regel.

Setzen wir diesem Vergleich der oberschlesischen Kirche mit der nordischen Halle jenen mit der christlichen Basilika gegenüber, so fehlen hier alle weiteren Berührungspunkte, nicht einmal die Chorerhöhung mittelst einiger Stufen trifft zu. Eher könnte die einschiffige norddeutsche Dorfkirche eine Parallele bieten, wie es überhaupt nicht unwahrscheinlich sein dürfte, dass letztere noch ältere Einflüsse in sich birgt.

Auch die Gegenüberstellung mit den benachbarten russischen Kirchenbauten liefert nur geringe Anknüpfungspunkte; allerdings greift die ober-



schlesische Bauweise nach Polen hinüber, allein nur so weit, als ehemals germanische Völkerstämme ihre Wohnstätten dort inne hatten. In allen jenen Gegenden herrscht eine abweichende Bauart von der russischen, so dass die Annahme, sie sei ein Erbteil der west- und nordwärts ausgewanderten Germanen, nach allen Richtungen hin gerechtfertigt erscheint.

Noch deutlicher aber weist die augenscheinliche Verwandtschaft der oberschlesischen mit den norwegischen Holzkirchen auf die gemeinsame Wurzel, den nordischen Hallenbau, hin. Entkleiden wir jene ihrer dekorativen Zuthaten, so besitzen sie die gleichen Grundformen: den größeren quadratischen Raum mit dem rechteckigen Chor\*), die den Hauptbau ost- und westwärts abschließenden Giebelfelder, die mit Giebelfeldern versehenen Eingangshäuschen und den das Gotteshaus einschließenden Umgang, welcher nirgends in direkte Verbindung mit



Fig. 142.

dem eigentlichen Kirchenraum tritt. Lauter Merkmale, die sich an anderen Baustilen nicht wieder vorfinden. Zur besseren Veranschaulichung bringen wir in Fig. 142 die norwegische Holzkirche zu Wang bei Brückenberg im Riesengebirge zur Darstellung; sie stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wurde 1842 von Friedrich Wilhelm IV. in Norwegen angekauft und — abgesehen von dem steinernen Glockenturm — genau in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder aufgebaut.

Gegenüber jenen charakteristischen Eigentümlichkeiten treten andere bemerkenswerte Unterschiede der oberschlesischen und norwegischen Kirchengruppen mehr zurück, sie sind vornehmlich technischer Natur. Die

\*) Die Mehrzahl der norwegischen Holzkirchen schließt an der Chorseite geradlinig ab; jene reicheren Anlagen, wie sie die Hitterdaler, Borgunder und Wanger Kirche vorstellen, bilden weitaus die Minderzahl.



norwegischen im Ständerbau mit senkrechten Bohlenwänden gezimmerten Kirchen vertreten eben eine höhere Entwicklungsstufe, sie wurden einer fortschreitenden organischen Ausbildung unterzogen, sind architektonisch gut gegliedert und haben ihre innere und äußere Gestalt den Bedürfnissen des Kultus besser angepasst, als ihre oberschlesischen Stammesverwandten, zu denen sie sich verhalten, wie die gewölbten romanischen Dome zu den altchristlichen flach gedeckten Basiliken. Gerade der Umstand, dass die oberschlesischen Bauten nur eine geringe Weiterentwicklung gefunden, erhöht ihren Wert für unsere Forschungen und erhebt sie zu hochbedeutsamen Denkmälern unserer frühesten Kulturgeschichte. Dass die Slaven mit ihren westlichen deutschen Nachbarn in der kulturellen Entwicklung nicht gleichen Schritt hielten, sondern die von ihnen adoptierte Bauweise in ihrer Ursprünglichkeit weiter pflegten und verhältnismäßig rein überlieferten, verdanken wir heute ihre Kenntnis. Aber nicht nur die Kirchen, auch die isolierten Glockentürme liefern höchst beachtenswerte Vergleichsobjekte der oberschlesischen und norwegischen Anlagen.

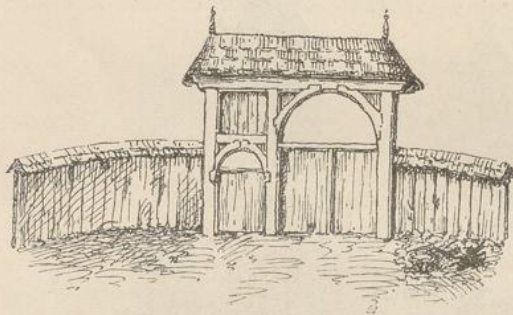


Fig. 143.

Isoliert von jenen ist ihre Lage häufig gänzlich willkürlich; bald stehen sie an der Ost-, bald an der Westseite, bald mehr nach Norden, bald mehr nach Süden, ja ihre Axe läuft nicht einmal immer parallel zur Kirchenhauptachse. In ihrer planlosen Aufstellung stimmen sie ganz mit den norwegischen

Vettern überein, was auch für den Aufbau mit dem obelikenähnlichen Unterbau gilt.

Über ihre Herleitung herrscht noch Ungewissheit, doch erscheint es nicht ganz unwahrscheinlich, dass sie gleichfalls germanischen Traditionen entspringen; jedenfalls steht so viel fest, dass sie ehemals über ganz Deutschland verbreitet waren; an der Niederelbe lassen sie sich wenigstens noch heute nachweisen. Ein Holzturm mit abgestumpftem Pyramidenuntersatz, wie wir ihn an der Rudniker Kirche kennen lernten, befindet sich in Altenbruch, ein anderer, der mit jenem in Syrin große Ähnlichkeit aufzuweisen vermag, steht auf dem Kirchplatz zu York; aber auch sonst mag noch mancher vereinzelte Holzturm anderwärts sein Dasein fristen.

Nicht unwichtig dürfte schließlich, worauf Hennig aufmerksam macht, die auffallende Ähnlichkeit der Einfriedigungen mit ihren originellen Thorbauten an den schlesischen und norwegischen Anlagen aufzufassen sein. Sie grenzen den Kirchplatz rund mit einem Zaun aus vertikal an einander gereihten Brettern ein und werden von Schindelverdachungen vor dem ärgsten Schlagregen geschützt (s. Fig. 143, Einfriedigung der



Syriner Kirche). Nur ein einziges Thor unterbricht die Einfriedigung und wird gleichfalls von einem Schindeldach überdeckt; entweder besteht es nur aus einer grösseren Thorfahrt, oder, wie an unserem Beispiel, neben jener noch aus einem besonderen Eingang für Fußgänger. Die den Verband stärkenden Riegelbänder in dieser Figur, welche die Öffnungen rundbogig abschliessen, bilden eine Spezialität der Syriener Thorfahrt, für gewöhnlich besteht letztere aus zwei einfachen Pfosten und einem Sturzbalken.

Bei so vielen gemeinschaftlichen Merkzeichen, wie solche den ober-schlesischen und norwegischen Holzkirchen eigen sind, kann unmöglich nur ein Zufall sein Spiel getrieben haben; sie bilden sichere Belege für die innige Verwandtschaft beider Gruppen und bestätigen die Richtigkeit unserer Ausführungen, für welche übrigens die ungarischen Holzkirchen auch noch weitere Beweise liefern.



Fig. 144.

Hier, wo in dem waldreichen und wildromantischen Karpathengebirge noch eine grössere Zahl solcher Bauwerke anzutreffen ist, macht sich insbesondere in seinem nördlichen Teile die Verschiedenheit der slavischen und germanischen Bauweise in der schroffsten Weise geltend. Je nachdem die einzelnen Kirchen von Ruthenen oder Deutschen — deren es in der dortigen Gegend bekanntlich heute noch viele Gemeinden giebt — errichtet wurden, zeigen sie entweder einen ausgesprochen byzantinischen oder aber den schon beschriebenen germanischen Charakter. Zwar ist ihnen die Grundeinteilung gemein — der Grundriss (s. Fig. 146) gleicht insoweit jenem der ober-schlesischen Holzkirchen, als er aus einem quadratischen Hauptraum mit angefügtem Chor von kleinerer Breite besteht; nur tritt ausserdem an den Karpathen-Gotteshäusern der Turm mit der Westseite in engere Verbindung — allein im Aufbau machen sich alle jene charakteristischen Eigentümlichkeiten bemerkbar, die beiden Stilrichtungen sonst eigen sind.

Während die eine, unter germanischem Einfluss stehenden Gruppe,



von welcher wir die Kirche Szuszkó (im Beregher Comitatz), Fig. 144, als Beispiel bringen, mit Ausnahme des Glockenturmes genau den ober-schlesischen Bauten entspricht, ist die andere nach streng byzantinischen Regeln zugeschnitten. Ihr Vertreter, Fig. 145, die griechisch katholische Kirche zu Ploszkó (gleichfalls im Beregher Comitatz), hat alles, was irgendwie an einen Langbau erinnern könnte, abgestreift und jeden einzelnen Raum ihres Grundrisses nach orientalischer Weise für sich ab-

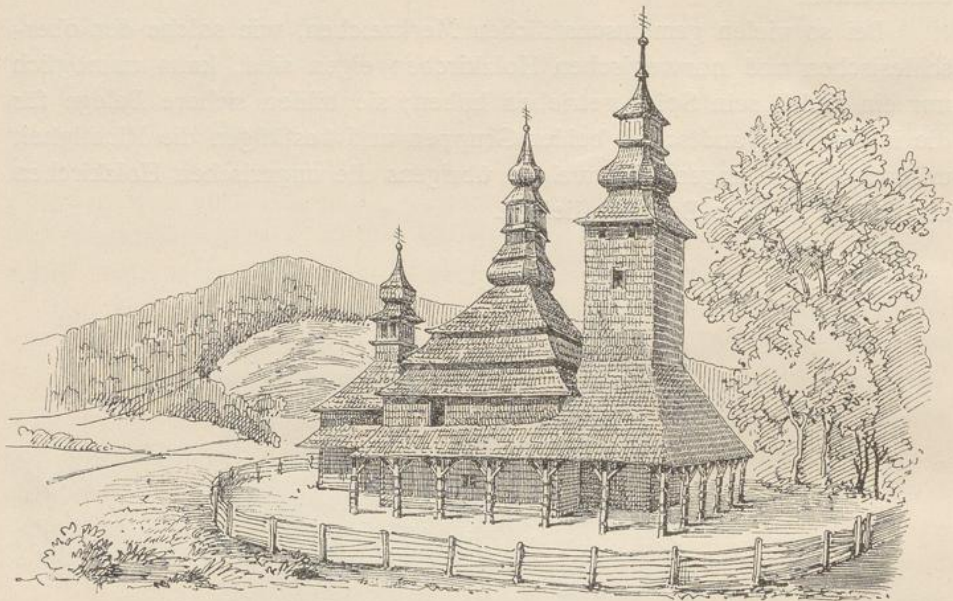


Fig. 145.

geschlossen; hier ist weder von einem Giebel noch einer Dachnase oder einem Satteldach mehr die Rede. Der Turm, wie der Mittelbau als auch der Chorraum enden in selbständigen Spitzen, deren Zusammengehörigkeit nur aus ihrem unteren Teil erhellt. Jenen umgürtet nämlich

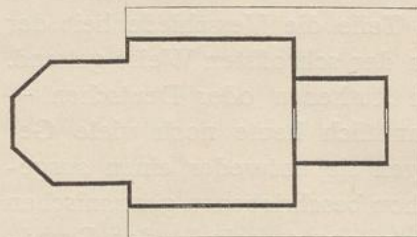


Fig. 146.

eine fortlaufende Dachfläche, welche anfangs nur in Gestalt eines Flugdaches den Chorraum umzieht, an dem Hauptraum aber so breit wird, dass sie vermöge einer vorgeschobenen Pfostenreihe die Bedeutung eines Hallenganges gewinnt; ihre grösste Breite findet sie endlich an dem Turm, dessen untere Hälfte mit dem Eingang

sie vollständig überdeckt. Dieser gemeinsamen Dachfläche entsteht jeder Teil der Kirche abgesondert für sich, was eine scharf ausgeprägte Dreiteilung veranlasst. Der Mittelbau verjüngt sich in ein stufenweise abgesetztes Zeltdach und schließt oben mit einer mehrfach durchbrochenen Zwiebelspitze; ebenso, wenn auch in kleineren Verhältnissen, erhebt sich ein selbständiges Dach über dem Chorraum, während der



Turm erst noch ein Stück geradlinig in die Höhe geht, um dann in der gleichen Weise zu enden.

An unserem Beispiel ist der Turm höher als der Hauptbau; es gibt aber auch Kirchen, wie jene zu Alsó verecke, wo das nicht der Fall ist, an denen also der byzantinische Zentralbau noch mehr zu seinem Rechte gelangt.

Beide oben genannten Kirchen, jene zu Szupzkó als auch die zu Ploszkó\*) können als Typen für eine grosse Zahl ähnlicher Bauwerke gelten, welche sowohl in Südgalizien wie in Nordungarn neben einander vorkommen. Es ist daher auch begreiflich, wenn sie manche Eigenthümlichkeiten gemein haben, die auf germanische Einflüsse an dem ruthenischen Gotteshause hinweisen; im Grunde genommen ändern sie aber so wenig an der eigentlichen Bauart, dass sie die urtümliche Verschiedenheit beider Richtungen nicht abzuschwächen vermögen. Weitere Abarten der germanischen Giebelkirchen mit hohen, schlanken und spitzigen Turmhelmen kommen auch in der ungarischen Tiefebene vor.

---

\*) Wir verdanken ihre Kenntnis der Freundlichkeit des Herrn Th. v. Lehoczky in Munkacs.



## Zweiter Abschnitt. Profanblockbauten.

---

Zur Wandbildung der ländlichen Hütte und des Bauernhofes diene im ganzen Osten Deutschlands fast ausschließlich der Blockbau; in der Lausitz, Schlesien, Posen, Preußen, Pommern und in einem großen Teile von Brandenburg ist er zu Hause. Dagegen bleibt er in Städten ein seltener Gast und wird in solchen nur in dem weiteren Umkreise des Riesengebirgs angetroffen. Dort hat er aber für seine Entwicklung günstigen Boden gefunden und einen Lokalstil gezeitigt, der den bemerkenswertesten Schöpfungen der gesamten Holzbaukunst beigesellt werden darf.

Wir haben uns in diesem Kapitel vorzugsweise mit jener Baugruppe zu beschäftigen, der gegenüber den ländlichen Blockbauten nur nebensächliche Bedeutung zugemessen werden kann.

Das ergiebigste Feld unserer Ausbeute beginnt im Westen mit Marklissa, erstreckt sich über die Umgegend von Zittau und Reichenberg, konzentriert sich insbesondere in den böhmischen Städten Eisenbrod, Semil, Hohenelbe, Arnau, Nachod und Braunau und verläuft sich allmählich nach Neurode und Trautenau; hier liegen die nennenswertesten Leistungen beisammen, deren sich der Profanblockbau im Osten rühmen kann.

Hat Rudolph Hennig in seiner Geschichte des deutschen Hauses mit vielem Geschick den Ursprung des polnischen bäuerlichen Hauses auf germanische Überlieferungen zurückverfolgt, und gelang es ihm, zwischen der Bauart unseres Ostens und jener Skandinaviens den Zusammenhang zu finden, so führt uns das bürgerliche Wohngebäude auf denselben Pfad; an ihm tritt die augenscheinliche Verwandtschaft noch schärfer zu Tage und berechtigt mindestens zu den gleichen Schlüssen.

Nach alter Sitte, die sich stellenweise in abgelegenen Thälern Norwegens noch heutigen Tages vorfindet, war ehemals jeder Wohn- und Nutzraum in einem eigenen Häuschen untergebracht. Auf allgemein



übliche Reihenfolge oder bestimmte Gruppierung dieser Einzelgebäude legte man keinen Wert und brachte ihre Zusammengehörigkeit nur durch gemeinsame Einfriedigung zum Ausdruck. Als Wohngebäude diente ein ungeteilter rechteckiger Raum mit einem Ausgang an der Giebelseite; ihn zu schützen, errichtete man eine Vorhalle, die mit der Zeit in den Aufbau des Hauses hereingezogen wurde. Der erste Versuch, dem Wohnraum ein Obergeschoss aufzusetzen, tritt uns an dem nordischen Hause in der Anlage der sogenannten Ramloftstube entgegen; einem erkerartigen, gewöhnlich der rechten Gebäudeecke aufgesetzten Dachausbau, der mittelst einer ausßen gelegenen Treppe und Galleriegang zu erreichen war. Später dehnte sich die Ramloftstube über die ganze Grundfläche aus, während die Gallerie mit der Treppe auf eine Gebäude-seite beschränkt blieb.

Stellen wir dieser Schilderung das ältere Blockwohnhaus des Riesengebirges, wie es die Fig. 153 und 156 veranschaulichen, gegenüber,

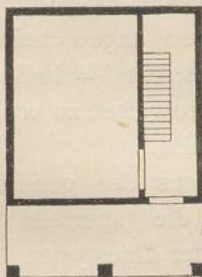


Fig. 147.



Fig. 148.

so erblicken wir in allen seinen Teilen dasselbe Schema, ja selbst die Ramloftstube existiert in vereinzelt Exemplaren.

Der Grundriss dieser älteren Gattung (s. Fig. 147) besteht für gewöhnlich im Erdgeschoss aus einem rechteckigen Raum, dem Treppengang und einer an der Giebelseite gelegenen Vorhalle. Letztere bilden freistehende Pfosten, welche an der ländlichen Hütte (s. Fig. 148) unmittelbar das Dach, an dem städtischen Wohngebäude (s. Fig. 153) ein weit vorspringendes Obergeschoss tragen. Über dem Obergeschoss erhebt sich ein mächtig steiles Satteldach mit der Straße zugekehrter Giebelseite. Selten geht jene oben in eine kurze Walmdfläche über und noch seltener springt die Dachfläche über sie hinaus. Da im Dachgeschoss keine Wohnräume liegen, hört die Blockwand an dem Giebeldreieck auf; an ihre Stelle tritt eine Bretterschalung, welche teils in senkrechter, teils in schräger Lage Anlass zu mancherlei dekorativen Lösungen gibt. Geschossvorsprünge kommen an dem Giebelfelde wohl hin und wieder vor, erreichen jedoch nie die Größe einer Wanddicke. Den Enden der Deckenbalken sind häufig zierlich ausgesägte Bretter vorgehängt. Flugdächer, wie in Fig. 148, oder wie sie die Holzkirchen begleiten, zählen hingegen am bürgerlichen Wohnhause zu den Seltenheiten. An manchen



Gebäuden trifft es sich, dass der Hallengang ganz zusammenschrumpft und seine Pfosten an die Hauptwand rücken, um mittelst Lagerhölzer und Riegelbänder das vortretende Geschossgebälk aufzunehmen (s. Fig. 157); auch etwaige Unterzüge werden in ähnlicher Weise durch sichtbare Ständer unterstützt. Dieses seltsame Gemisch von Ständer- und Blockbau gibt Anlass zu vielerlei anmutigen architektonischen Wirkungen. In einzelnen Gegenden, wie vorzugsweise um Zittau, nehmen die Ständerreihen sogar eine spezifisch lokale Färbung in Gestalt von Arkaden an,



Fig. 149.

und umziehen als solche das ganze Gebäude in gleicher Höhe; immer klingt also die Neigung zur Hallenanlage durch. Wie weit hier Wechselwirkungen mit den Laubengängen an Massivbauten herrschen, kann für unsere Untersuchungen nicht weiter in Betracht kommen; an dem Holzgebäude ist ihre Abkunft von der ländlichen Hütte so augenscheinlich, dass jeder Versuch, der Vorhalle andere Stammeltern zuweisen zu wollen, ausgeschlossen bleibt.

Treten wir aus der generellen Besprechung in die spezielle Beschreibung einzelner Haustypen über, so können wir an solchen, abgesehen von dem Rathause in Eisenbrod, drei verschiedene Gattungen unterscheiden: 1. Blockbauten mit Vorhallen, 2. Bauten aus Blockwänden mit vorgesetzter Ständerkonstruktion, 3. Blockbauten ohne Vorhallen.

Wir beginnen mit dem Rathause in Eisenbrod, ein böhmisches Städtchen unweit Reichenberg. Von den wenigen Holzprofanbauten, deren

Alter durch bestimmte Angaben bekannt sind, nimmt es die erste Stelle ein, sein Geburtsjahr fällt in die Zeit von 1568. Nach dem Marktplatz besitzt es, wie das Bürgerhaus, eine breite Vorhalle, oder wenn man so will, einen Laubengang, den Pfosten im Verein mit geschweiften Riegelbändern arkadenförmig abschließen. Über dem darauf folgenden Hauptgeschoss treten vier Unterzüge aus der Vorderwand heraus, um dem an beiden Langseiten vorgekragten Dachgebälk eine angemessene Unterstützung zu gewähren. Das auf so breiter Grundlage vorbereitete Dach schützt also nach allen Seiten die sichtbaren Blockwände und überhebt sie jeder weiteren Verschalung; nach oben wächst es zu be-



trächtlicher Höhe und schließt, dem allgemeinen Gebrauch entsprechend, mit einem Giebelfelde ohne weiteren Dachvorsprung ab. Hier war natürlich eine Verschalung nicht zu entbehren, und zwar um so weniger, als sie gleichzeitig die Wand zu ersetzen hat; dem äußersten vorge-schobenen Dachstuhl ist sie direkt in senkrechter Richtung angeheftet, ohne dass die hinter ihr liegenden Gefache ausgefüllt wären. Den eigentlichen Schmuck des Rathauses bildet ein quadratischer Turm; vorn schließt er sich der Giebelfläche eng an, rück- und seitwärts entsteigt er den Dachflächen. In seiner halben Höhe umzieht ihn ein ausgebauter offener Galleriegang, der mit in das Bereich des weit vorspringenden Turmdaches gezogen ist und jenes durch acht freistehende, zierliche Pfosten mit tragen hilft. Oben geht die Turmspitze in ein Achteck über und schließt mit einer Durchsicht und Zwiebelhaube ab. Bretterverkleidungen bilden die senkrechten Wandflächen, Holzschindeln dienen zur Dachdeckung.

An der Rückseite (siehe Fig. 150) legt sich dem Obergeschoss ein offener Galleriegang vor, der an der Langseite in die Treppe mündet. Auch er liegt im Bereich des ausladenden Dachgeschosses, dem er durch einzelne Pfosten gleichzeitig eine Unterstützung verleiht. Die Giebelfläche ist wie die vordere mit senkrechten Brettern verschalt und durch rundbogig

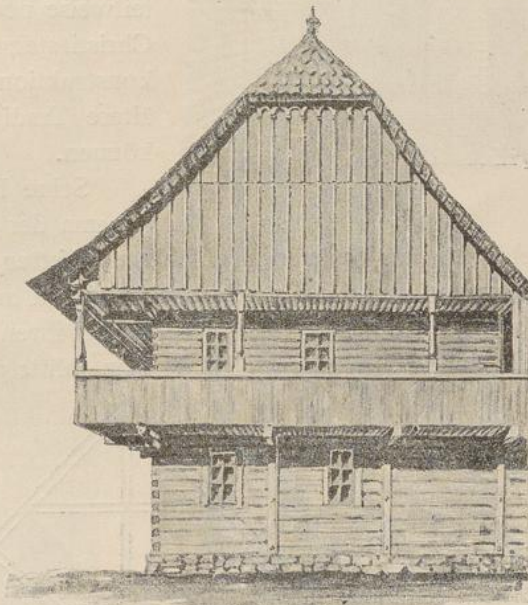


Fig. 150.

oben abschließende Lattenstreifen (als Schutz der Bretterfugen) gegliedert; ein kurzes Walmdreieck schneidet seine Spitze ab. Als Fensterschmuck schließen ausgesägte Zierbretter die rechteckigen Öffnungen an der Marktseite ein; auch ist der Thüröffnung dortselbst durch geschweifte Riegelbänder eine rundbogige Gestalt gegeben, sonst kommen keinerlei Zierformen vor.

Im Innern ist alles schlicht und die Blockwände bis Brüstungshöhe verschalt, von hier ab werden die unbehauenen Balken sichtbar und mit ockergelben Anstrich versehen, während ihre mit Lehm gefüllten Zwischenräume hellbraunen Grund tragen.

Höchst originell ist ferner die Deckenkonstruktion (s. Fig. 151). Zunächst teilt ein größerer Unterzug, welchen in der Mitte ein runder Pfosten stützt, den Raum in zwei Teile, ihm folgen in der Querrichtung die eigentlichen Balken in Entfernung von 1,50 m und darauf endlich,



wiederum quer zu jenen, eine Holzdecke aus aneinandergereihten Rundhölzern. Letztere sind im Durchschnitt 15 cm stark und ohne Zwischenräume so zusammengelegt, dass abwechselnd Wipfel- und Stammenden sich berühren, d. h. ihre ungleichen Holzdicken sich der Länge nach ausgleichen. Eine Lehmschicht mit Gipsestrich vertritt den Fußboden. Ähnliche Deckenkonstruktionen sind uns, mit Ausnahme des nördlichen Böhmens, woselbst sie noch einige mal wiederkehren, im übrigen Europa nirgends

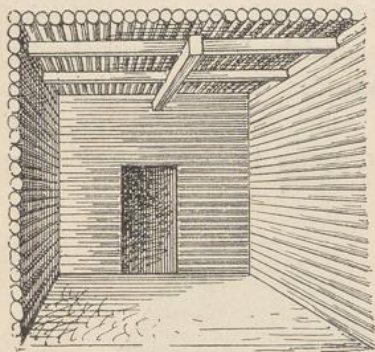


Fig. 151.

bekannt; seltsam bleibt es immerhin, ihnen hier zu begegnen, sie gelten sonst für ein Charakteristikum kleinasiatischer Bauernhäuser und der lykischen Felsengräber, an welchen sie typisch auftreten. Da letztere teilweise noch aus dem 5. Jahrhundert vor Christi stammen, dürfte auch die Deckenkonstruktion des Eisenbroder Rathauses auf ältere Traditionen zurückgeführt werden können.

Seine Dachkonstruktion kann als Schema der dortigen Bauweise gelten; sie setzt sich aus Sparren, Kehlbalken, Pfetten, Schrägstreben und Ständern zusammen, ohne einen regelrechten Stuhl aus ihnen zu bilden, denn selbst die langen unteren Kehlbalken finden ihren Halt nur in der Überplattung mit den Schrägstreben und dem Mittelpfosten, während der ganze

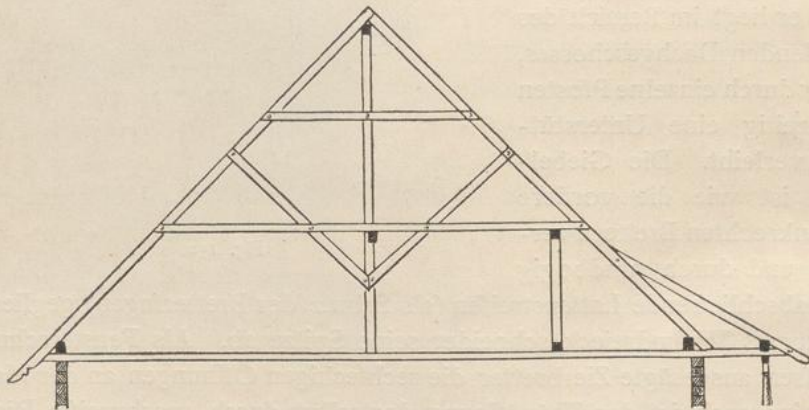


Fig. 152.

Längenverband in einer Firstpfette und zwei Wandpfetten besteht. Zur Überdachung des vorgekragten Gallerieganges dienen Vorscheiblinge und zur Verstärkung der hierdurch mehr belasteten Dachhälfte Pfosten mit Schwellen und Rahmhölzern, die natürlich außerhalb des Schemas stehen und nur für diesen besonderen Fall Anwendung fanden.

Der ganze Aufbau des Eisenbroder Rathauses kann heute nur noch als ein vereinzelt Beispiel gelten; dass er aber ohne Frage als letzter Rest eines ehemals im Osten allgemein verbreiteten Typus aufgefasst werden muss, geht aus seiner auffallenden Verwandtschaft mit den



Holzkirchen des östlichen Ungarns hervor, für die er zu einem schätzbaren Bindegliede mit den Blockbauten des Riesengebirges wird\*). Schon die Vorhalle mit dem herausgeschobenen Giebfelde weist darauf hin, noch mehr aber der Turm, der sich an den ostungarischen Kirchen in Gestalt eines viereckigen Dachreiters erhebt und denselben ausgebauten Gallerieumgang wie der Eisenbroder Rathausturm besitzt. Die Ähnlichkeit ist eine so überraschende, dass man Gebäude gleicher Art, die gleichen Zwecken dienen, vor sich zu sehen vermeint. Für unsere Untersuchungen besitzt das Eisenbroder Rathaus aber insbesondere deshalb hervorragenden Wert, weil es die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Bautypen des Riesengebirges, Oberschlesiens, Mährens und Ungarns nachweist und

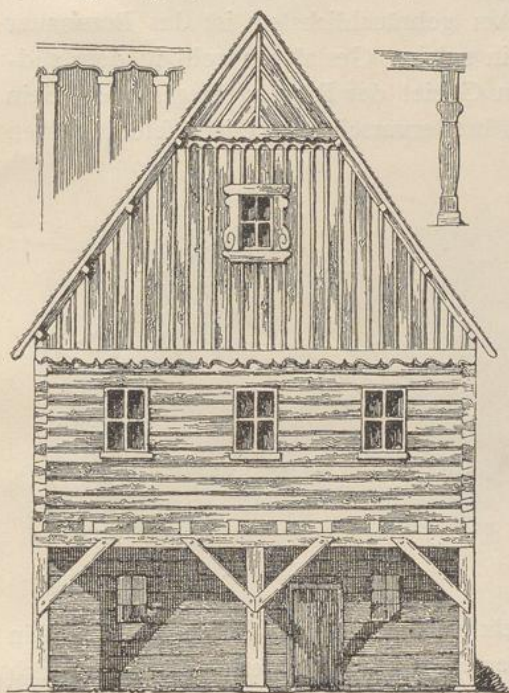


Fig. 153.



Fig. 154.

damit das früher Gesagte: zu allen Holzbauten jener Gegenden habe das germanische Haus und die Halle das Urbild geliefert, in vollem Umfang bestätigt. Dass zwei in Sitten und Gebräuchen so gänzlich von einander verschiedene Völkerschaften wie Slaven und Ungarn gemeinsames Bauschema besitzen, bekräftigt besser als alle anderen Versuche, dass sowohl die Slaven als auch die Ungarn die vorgefundenen Bauweisen nachahmten und ohne nennenswerte Umänderungen beibehielten.

Nach der anderen Seite vermittelt das Eisenbroder Rathaus den Übergang zu der ersten und älteren Gruppe der schlesisch-böhmischen Profanbauflora und widerlegt somit alle etwaigen Einreden oder Ver-

\*) Man vergleiche die Mitteilungen der k. k. Zentralkommission vom Jahre 1856.



mutungen, die an seine Zusammengehörigkeit zu dem dort heimischen Profanbau geknüpft werden könnten. Dieses ältere Bürgerhausschema, welches wir durch die Figuren 153 und 154, einem Gebäude aus Braunau vom Ende des 17. Jahrhunderts, und einem solchen aus Eisenbrod vom Jahre 1712 zur Darstellung gebracht haben, entspricht in allen seinen Teilen der oben vorausgeschickten generellen Beschreibung. Durch Vorbauen des Obergeschosses entsteht der untere Hallenraum, der in seiner äußeren Gestalt an den Laubengang erinnert; als solcher kann er jedoch hier nicht gelten, da er an benachbarten Häusern häufig ohne Anschluss bleibt oder doch mittelst offener Tropfenfallgänge unterbrochen wird; nicht selten aber ist er überhaupt ganz umzäunt und dient in solcher Abgeschlossenheit als Vorflur. Am gebräuchlichsten ist das Braunauer Schema (s. Fig. 153) und kommt in solcher Gestalt sowohl in dem südlichen als auch in dem nördlichen Gebiet des Riesengebirges vor. Sein ganzer Schmuck besteht in dem bretterschalten Giebelfelde, dessen

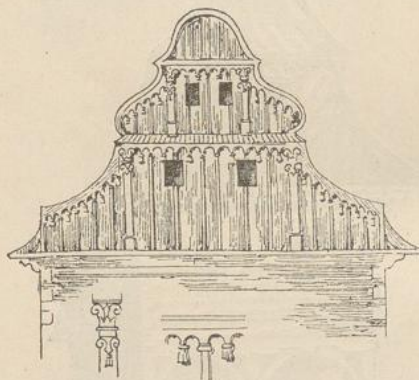


Fig. 155.

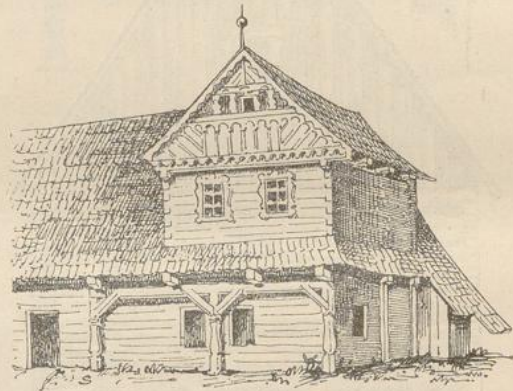


Fig. 156.

Fugen schmale Latten decken; letztere enden oben in Rundbogen, hin und wieder — wie seitwärts in derselben Figur dargestellt — wohl auch in Kielbogenlinien, die einem Querbrette angehören. Den solchermassen geschaffenen trapezförmigen Raum schliessen Zierbretter ein, während das obere Giebelfeld drittel ein anderes Verschalmuster belebt. In unserem Beispiel laufen die Bretter und Leisten parallel zur Dachneigung, ebenso gern liebte man aber auch strahlenförmige Muster. Die rechteckigen Fensteröffnungen begleiten für gewöhnlich ausgesägte Rahmleisten, ohne jedoch die Formen bestimmter Motive anzunehmen.

Reichere Spielarten vertreten die Figuren 154 und 155; am ersten Hause sind die Pfosten vor der Halle, was auch sonst an anderen Bauten zu geschehen pflegt, in der Mitte ausgebaucht, besitzen unter den Riegelbändern eine Art Kapital und enden unten mit einer Sockelbasis; auch an bemusterten Zierbrettern fehlt es an diesem Bauwerk nicht. Besondere Sorgfalt wandte man wieder dem Giebelfelde zu, das allerliebste Verschalmuster auf seinen Flächen birgt. Im übrigen begegnet man geschweiften Dachformen, wie sie vorliegendes Beispiel malerisch ausstatten, höchst selten.



Eine andere reizende Giebelverkleidung enthält Fig. 155, gleichfalls einem Eisenbroder Hause entnommen; es vertritt den einzigen uns bekannten Fall, dass eine Gliederung mit Lisenen versucht wurde. Originell ist hierbei das Formenspiel mit Quasten, die selbst an der Kapitälbildung wiederkehren. Wo die Vorbilder zu den Umrisslinien des Giebelfeldes zu suchen sind, ist unschwer zu erraten.

Weitere reiche Beispiele der gleichen Gattung finden sich in großer Zahl in Hohenelbe, Nachod, Arnau und Schatzlar; an allen macht sich das Bestreben bemerkbar, mit Hilfe von Bretterverkleidungen und Zierleisten einen architektonischen Zuschnitt zu gewinnen und letztere mit einem buntfarbigen Anstrich noch zu erhöhen. Hierzu war insbesondere für die tiefer liegenden Bretterflächen weiß, für die vortretenden Leistenrippen schwarz beliebt; jedoch laufen auch gelbe und blaue oder grüne und weiße Töne unter.

Neben jener ersten Gruppe kommt in dem fraglichen Holzbau-



Fig. 157.

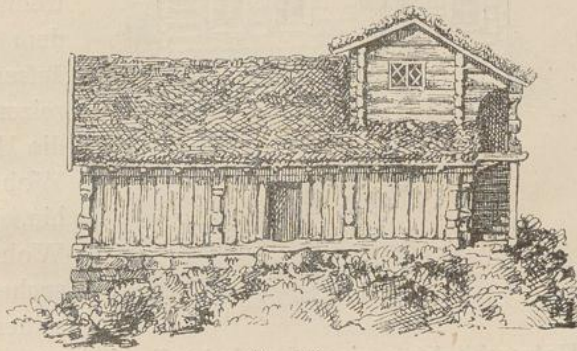


Fig. 158.

gebiet allerwärts auch die zweite Gattung vor. An ihr tritt die sonst mit der Vorhalle verknüpfte Ständerkonstruktion zurück und schmiegt sich unmittelbar der Blockwand an. Dass sie hier in erster Linie eine konstruktive Aufgabe zu erfüllen sucht, geht zur Genüge aus beistehender Fig. 156, einem Wohnhause in Eisenbrod, hervor. Sie dient direkt zur Unterstützung des Hauptgebälks und entlastet die Blockwand. Das andere Beispiel (Fig. 157), aus der Umgegend von Zittau, verbindet mit der konstruktiven Lösung dekorative Gedanken, indem es — wie bereits auf Seite 122 erwähnt — die Ständerreihen zu Arkadenbögen umgestaltet und mit ihnen das ganze Gebäude umzieht. Selbstverständlich springt in solchem Falle das Obergeschoss um das gleiche Maß vor, so dass es in der That direkt von den Ständern getragen wird, während die dahinterliegende Blockwand nur als Schutzhülle der unteren Wohnräume gelten kann. Auch trifft es sich nicht selten, dass im schlesischen Teil des Riesengebirges (wie die Fig. 118 und 157 bestätigen) das ganze Obergeschoss aus Fachwerk besteht.

Eines der interessantesten Blockhäuser bietet unser Eisenbroder Beispiel (Fig. 156), weil an ihm jene Dachstubenanlage vorkommt, die



wir an dem nordischen Wohnhause mit »Ramloftstube« kennen lernten. (Des besseren Verständnisses halber haben wir eine solche in Fig. 158 aus Gudbrandsdalen in Norwegen nach Eilert Sundt wiedergegeben und bemerken nur noch hierzu, dass die Bretterverschalung der unteren Wand eine Vorhalle abschließt.) Dem Walmdach des Eisenbroder Gebäudes entsteigt über der unteren Wohnstube ein rechteckiger Aufbau, der gerade Raum genug für eine Kammer enthält; der Strafe

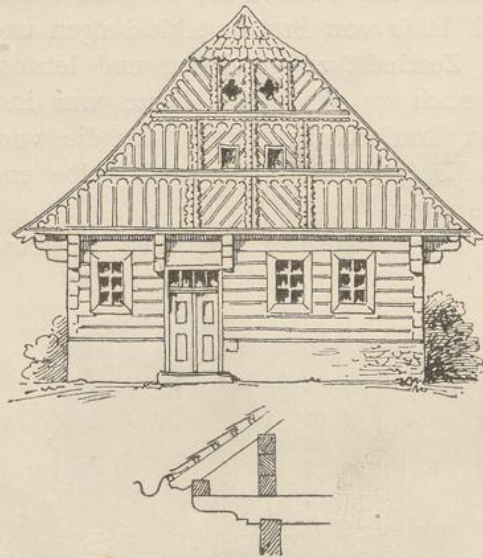


Fig. 159.

wendet er seine Giebelfläche zu, oben schließt er mit einem selbständigen Satteldache ab. Sein Giebelfeld unterbricht in der Mitte eine kleine offene Gallerie; augenscheinlich aber nur, um dekorative Wirkungen zu erzielen, denn nicht weit davon trennt sie eine Bretterwand von dem übrigen Dachraum. Der äußere Aufputz verleiht diesem reizenden turmähnlichen Aufsatz die Herrschaft über das gesamte Wohnhaus und deutet darauf hin, dass hierselbst ein besserer Wohnraum, die Gaststube, zu suchen sei. Bietet er schon in seiner ganzen Anlage für die

Holzarchitektur eine fesselnde Erscheinung, so ist seine Existenz für die Geschichte des ostdeutschen Wohnhauses geradezu von höchster Bedeutung; wie schon hervorgehoben, findet sich diese eigenartige Anlage sonst nur noch im skandinavischen Norden, und trägt



Fig. 160.

sie daher nicht wenig dazu bei, die Lücken zwischen hier und dort mit ausfüllen zu helfen. Bei solch engen Beziehungen beider Bauweisen müssen auch die letzten Bedenken gegen Stammesverwandtschaft schwinden.

Als dritte und jüngste Gruppe, deren hervorragendste Vertreter in Semil zu Hause sind, haben wir eine Gattung eingeschossiger Blockhäuser ohne Vorhallen anzuführen, wie sie ein solches Fig. 159 zur Anschauung bringt. Nach Schweizer Art krägt das Dachgeschoss nach allen Seiten vor und wird durch mehrere einander überragenden Wandbalken getragen. Die Sparrenenden ruhen auf weit vorgeschobenen Pfetten und da ihren Zwischenraum von der unteren Hauptwand Blockbalken ausfüllen, wird man versucht, hier die Anlage eines Kniestockes zu vermuten. Horizontale Leisten teilen das Giebelfeld der Höhe nach in drei Felder, im übrigen trägt es in allen erdenklichen Kombinationen die schon mehrfach beschriebenen Brettmuster; ihr oberes Viertel ist



abgewalmt und mit Schindeln gedeckt, stern- und rosettenartige Lichtöffnungen unterbrechen und beleben ihre Flächen. Soweit macht sich also an den Zierformen kein merklicher Unterschied zu jenen an den älteren Gruppen geltend; hingegen tritt als neues dekoratives Element ein eigentümlicher Schmuck an der Giebelfläche hinzu, dem ein malerischer Reiz nicht abgesprochen werden kann, wem schon er sonst keinerlei architektonische Bedeutung in sich birgt. Es ist dies eine Zusammenstellung von je drei, resp. je fünf winklig sich schneidenden Zierlatten (s. Fig. 160), welche in runden und geschweiften Linien ausgesägt, eine senkrechte Gliederung der Giebelfelder bewirken. Sie verleihen den von ihnen besetzten Gebäuden nebst einem spezifisch-lokalen Gepräge ein anmutiges Äußere und rufen mannigfaltiges Schattenspiel hervor.

Die Bauten dieser Gruppe reichen nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und stehen der germanischen Urform ferner. In



Fig. 161.

mancher Beziehung bilden sie recht schätzenswerte Leistungen und verdienen mehr als bisher bekannt und in gewissen Grenzen auch nachgeahmt zu werden. Bedenkt man, dass zu derselben Zeit, in der sie entstanden, der nord- und süddeutsche Fachwerksbau bereits gänzlich verflacht und versumpft war und sich schon mit einem Mörtelkleide einzuhüllen bemühte, so gewinnen sie noch mehr an Bedeutung. Als allwärts die deutsche Holzarchitektur im Absterben begriffen war, begann hier ein neuer Zweig zu grünen, der bis heutigen Tages seine Lebensfrische bewahrt hat.

Neben den ostdeutschen Bauwerken stehen alle anderen deutschen Blockbaugruppen weit zurück; mag auch ihre malerische Anlage vielerlei Reize bieten, sie erreichen doch nirgends jenen Grad von Urwüchsigkeit, der den schlesisch-böhmischen Bauten innewohnt.

Häufig wird ihr Untergeschoss ganz massiv gehalten und der Blockbau auf das obere Stockwerk beschränkt; mitunter schrumpft seine Anwendung aber auch hier auf einzelne Wandteile — die Umrahmung der Wohnstuben zusammen und überlässt die Einkleidung der übrigen Räume



dem Ständer- oder Massivbau. Ihr Dach liegt durchweg flacher, weshalb ihr Giebelfeld nur winzige Flächen einnimmt.

Von den wenigen uns bekannten Bautypen, welche unsere Aufmerksamkeit noch auf sich zu lenken verdienen, geben wir in nebenstehender Fig. 161 ein Beispiel aus Niederbaiern. Mit geringen Modifikationen kann es auch als Schema für den grössten Teil Oberbaierns gelten, bis es im Hochgebirge in die Tyroler Stilart übergeht.

Von einem flachen, weit ausladendem Dach beschirmt, krönt den massiven Unterbau ein schlichtes Blockwandgeschoss; die Giebelseite liegt nach dem Hofe und wird von lotrecht gestellten Brettern dürftig verschalt. Vor der Hauptgiebelwand befinden sich an beiden Geschossen offene Galleriegänge, deren unterer sich der Freitreppe anschliesst, deren oberer auf der einen Langseite noch ein Stück Wand umspannt.

Die Unterstützung der Galleriegänge erfolgt mittelst Pfosten, welche teilweise bis zu den Dachsparren hinanreichen und jene mit tragen helfen. Steine beschweren den Bretterbeleg des flachen Daches und erinnern an Alpenbauten.

Wir sind am Ende unserer Untersuchungen, wenn wir uns auch keineswegs verhehlen, dass die Forschungen lokaler Eigentümlichkeiten noch bei weitem nicht erschöpft sind und noch viele Lücken in vorliegender Beschreibung der deutschen Holzarchitektur offen stehen. Gleichwohl glauben wir nachgewiesen zu haben, welch dankbare Aufgaben Studien in unserem Vaterlande bieten können, und welch herrliche Blätter in unserer Kunstgeschichte die Holzarchitektur auszufüllen berufen ist. Gleich malerischen Volkstrachten wechselt sie nach Provinzen und Thälern ihr Kleid und besitzt wie jene gewisse Eigenartigkeiten und örtlich beschränkte Merkmale.

Vorstehende Blätter entrollen uns ein Bild der Vergangenheit; es wäre aber gänzlich verkehrt, die gesamte Holzarchitektur als eine abgeschlossene oder überwundene Periode zu erachten. Neben ihrem nationalen Grundzuge birgt sie so hervorragende Bildungsfähigkeit, dass auch der Baumeister unserer Zeit sich eingehender mit ihr befreunden und viel häufiger sich ihrer bedienen sollte.

